

Meinrad Lienert : bei Anlass seines sechzigsten Geburtstages (21. Mai)

Autor(en): **Büchli, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bloß die Mutter der Stilkunst ist, sondern ihr heute noch zu geben vermag. Und daraus ließen sich Beobachtungsargumente gewinnen gegen die einseitige Auffassung der Stilkunst als einer lediglich internationalen Angelegenheit. Es gibt eben eine an die Eigenart des Volkstums gebundene Kunst und wie eine Person an Wert gewinnt, je ausgeprägter ihre Eigenart ist, so steht es auch mit den Völkern und der höchsten Lebensäußerung ihrer Seele, der Kunst.

Im Innern jeder Nation findet ein Kreislauf statt. Nicht nur im gesellschaftlichen Leben, wo das Landvolk den Städten immer frisches Blut zuführt, sondern auch im geistigen Leben, indem Ideen emporsteigen, um in neuer Gestaltung, höher gezüchtet, wieder ins Volk zu sinken.

Meinrad Lienert

bei Anlaß seines sechzigsten Geburtstages (21. Mai).

Von Arnold Bächli.

Nicht daß wir ihm die Sechzig angelegentlich vorrücken wollten, bei-
leibe nicht! Er wird auch selber noch wenig davon spüren und
jetzt schon gar nicht, da er wieder in den Schwyzer Bergen eingehaust
ist, wo „dr Meiredli“ seine „goldene Zeit“ am Alpbach verspielt, auf
der Alpweide verjuzt und wo er auch etwa umsonst sein Glück gesucht
hat. Nur wollen wir's uns nicht nehmen lassen, dem Dichter der Wald-
statt Einsiedeln aus den flacheren Gefilden der Schweiz einen Strauß
Geburtstagsgrüße hinaufzuschicken.

Wenn man eben vom herzlich genießenden Schlendern durch die
in Farben und Frische strogende, würzige Bergblumenmatte seines mund-
artlichen Liederwerkes herkommt, sucht man freilich etwas verlegen die
abgefingerten Allerweltsbazen der Schriftsprache zusammen, um dem
Schwäbelpfiffer, der uns ganz ohne Künstlergebärde ein schlechtthin un-
vergängliches Kunstwerk geschenkt, den freudig gespendeten Dank heim-
zuzahlen. Ja, wenn man noch so Schweizerdeutsch könnte wie er! Doch
davon schweigen wir meisten andern lieber bescheidenlich. Bei keinem
unserer Mundartdichter drängt sich denn auch so unabweislich wie bei
Lienert der Eindruck auf, als ob eigentlich nicht er als Einzelner, als
ob vielmehr sein Stamm durch ihn oder in ihm rede und reime. Nicht
umsonst hat es ihn immer wieder und offenbar immer mehr nach der
Wiegen- und Wohnstatt seines Volkes gezogen, indessen es andern Vor-
kämpfern dörflicher Sprache und Sitte in der Stadt ganz zu behagen
scheint.

Und wie erquicklich für uns Schweizer insgesamt, daß sechs-, sieben-
hundert Jahre nach der Gründung unseres Staatswesens just der älteste
Wurzelknorren der Eidgenossenschaft noch ein starkes grünes Schöß ge-
trieben, in dem altschwyzersches und altschweizerisches Trachten, Tun

und Wesen zu tief wahrem dichterischen Ausdruck kommt. Die Blütenlese in diesem Heft soll die sozusagen politische Seite Lienert'schen Schaffens auch denen wieder einmal vor Augen bringen, die Gedichtbücher zu lesen seltener Muße finden.

Lienert hat aber außerdem schriftdeutsche Prosa geschrieben und vorzüglich geschrieben. Auch sie überquillt fast von humorvollen oder echt lyrischen, immer anschaulichen Bildern: So seine anheimelnden Jugenderinnerungen, seine launigen Dorf- und Kleinstadtgeschichten, seine Erzählungen aus vergangenen Zeiten, von denen übrigens die Zürcher Spielmannsnovelle vom „Pfeiferkönig“ noch viel zu wenig bekannt ist. Und nicht zu vergessen sein markiges Sagenbuch, hinter dem die Buben mächtig her sind, und das Trauerspiel „Der Ahne“, dessen sich unsere Volksbühne eifriger annehmen sollte. Aus jedem Buche spricht derselbe kernige Lebensstolz, die gleiche ruhige Heiterkeit und grade, getreue Art eines unverdorbenen Bergvolkes. Könnten wir alle heutzutage noch an dieser Art gesunden! Und hoch anrechnen wollen wir unserm Gefeierten, daß er als Sohn der Waldstatt, der im Schatten der Einsiedler Klostertürme erwuchs und dem bis ins Alter das „Salviglöggli“ der Muttergotteskirche im Ohre geklungen hat, sich mit keinem Wort konfessioneller Engherzigkeit verfallen zeigte.

Begabte Erzähler haben wir ja noch mehr. Aber das Mundartlied, das meistert keiner wie Lienert. Und nicht müde werden kann man deshalb, sein Haupt- und Herzenswerk, das „Schwäbelpfiffli“, zu preisen. Wir haben unsern vereingemäßen Heimatschutz, unsere mehr als je geschätzte und gehegte Heimatkunst, und doch dauerte es reichlich lange, bis Meinrad Lienert so recht durchdrang. Jetzt, gerade zu seinem Sechzigsten, erscheinen die beiden frühern Bände des „Schwäbelpfiffli“ in neuer (immer noch: erst) vierter Auflage. In drei stattlichen Sammlungen von zusammen über achthundert Seiten wird da gesungen, gesagt und (auch etwa) geklagt von allem, was durchs lebensvolle Herz nur strömen kann, vom einfachen Kinderliedchen bis zur herrlichen Stimmung der Stunde oder der Landschaft und bis zur wuchtigen vaterländischen Ballade. Nirgends ein bloßes Sotun; jede Zeile geworden und gewachsen, und jede will singen und klingen, wie es echter Lyrik Art ist. Und gottlob, es wird da weit mehr gejauchzt als geklagt, und dem Klagen ist kein Pröblein Wehleidigkeit beigemischt. Wahrhaftig, das will heut etwas heißen: Jeder Ton in diesem reichen, hellen Harfenpiel hat männlich gesunden Klang. Die Lieder des „Schwäbelpfiffli“ wird man noch lesen und singen, wenn „üj'ri Muettersproch wie's Ahnmueters Tracht z'lezt hinder d'Chastetüre“ kommt und gewiß auch noch, wenn manches anspruchvolle, jetzt gerühmtere Dichtwerk unserer Tage längst vergessen in Universitätsbibliotheken verstaubt.

Doch er lebt und schafft ja noch so rüstig wie einer, ihr Dichter, schafft und schwäbelpfiffet hoffentlich noch langehin fröhlich fort als ein unverwüstlicher Genosse seiner „Zimmergrünen“. Und so lange auch hält er sicher fest an seinem Wort aus dem ersten Band:

Si ist glych schön, die Bugelwält,
 Säläng vor jedrem Hüskli
 All Lanzig Roschnöpf usgönd
 Und dinne schöini Gspüsli.

Schwyzzer.¹⁾

Gedichte von Meinrad Lienert.

Fähne.

My's Vaterland ist 's Schwyzzerland,
 My Schilt my eigi Brust.
 Ich hoffe uf kei Bichüßerhand,
 Ich hoffe uf my Fust.
 Ha 's Ehnüe nie boge vor me Huet;
 Bi myne gsh bis hüt.
 Entweder d'Fryheit lht im Bluet,
 Im Fahne lht si nüd.

's flügt mäenge Fahne i dr Wält
 Und lauffed drunder Ehnächt.
 Vor altem ist mängs Tuech für Gält,
 Für d'Herrelüt is Gfächt.
 Doch hend s'es trait im Nsehuet,
 Sind gredis druf und dri.
 Si hend's verschwellt mit rotem Bluet
 Und nüd mit rotem Wy.

Und glych, gsehn ich das Fähdli goh,
 Und drunder ufrächt Lüt,
 Sä jagt's mi uf, i mueß em no.
 Es gilt e guete Strytt.
 Wän 's Baner gäge Übermuet
 Und Lumpehünd uszieht,
 Lauft drunder sicher Tällebluet,
 Mueß sy, ä Winkelried.

Gränzwacht.

1918.

Wer lached über d'Heldezyt?
 Si hät is vo dä Ehünge gfryt,
 Us sälber gmacht zue Ehünge.
 Wer spöttled über d'Heldetat?
 Si hät is d'Dörffer but und d'Stadt
 Us alte Twingburgringe.

Was hettet ihr z'Morgarte to,
 Ihr Anzer?²⁾ Wär's uf üch acho,
 Mer wäred hüt nu Sglave.
 Mer stiended und'rem Geflerhuet;

¹⁾ Proben aus dem „Schwäbelppfiffli“, Bd. 1 und 3. Verlag von
 H. R. Sauerländer & Co. in Aarau.

²⁾ Tadler.

Mer lufed dur nes Meer voll Bluet,
 Und wüßted au fei Hafe.
 Die Alte hend mit scharpfem Biel
 Agwäged durs verflüechtist Gstriel,
 Drumm hemmer hüt guet lache.
 Und glych, wer gseht, wie's rücht und stübt,
 Luegt hüt, as's Bieli ghauig blybt,
 Anstatt Koländer z'mache.

1. Augste.

Mer find, cha sy, au nümme die Hoorglyche.
 Was fyt³⁾ ü das? Dr Baum ist äbe zwyt.⁴⁾
 Und as r flyßig trait und öppis git,
 Und Kaffe hät, cha üs fei Schwumm usstryche.

Mer lönd au mängs lo goh vo alte Brüche;
 Günd dörffig öppe mit dr nüe Zyt.
 O Schwyzervolch, gwahr nu dr Wäg und Schritt!
 Und mira stürmm, nu tue mr nüd erschlyche.

Dr Kulturbitrib.

O schöini wildi Alpeweid,
 Jez wirdist gstrählt und gstrigled.
 Es wird dir us dym Trachtekleid
 's lezt Blüemli usebügled.

J ha's jo dänkt, 's chäm asewyt,
 As d'Alperose rüted
 Und as si's hinderst Brüüsch und Gstüüb
 Zuem Almedhärde us schyted.

Es ist mr gsh, es müeß nu cho,
 As f' übrei d'Wält ihaged
 Und as's lezt Wässerli tüend fo,
 Dr Märlibaum umsaged.

O Alpeland, i ha di gseh
 Mit alle dyne Wund're.
 Gly find die Wunder nienemeh;
 A Wält goht für is und're.

Schwyzzer.

Sind miär nu alti Schwyzzerart?
 Bil Frönds Hund üs dur d'Tür.
 Glych, simmer's nümme all am Bart,
 Se simmer's innevür.
 Im Schwyzzerbärgland wachst ruchs Holz;
 Mi darf's äs Bißli bschnyde.
 Was schadt das üsem Schwyzzerstolz?
 Das Holz, das mag's verlyde.

Händ miär nu Fräid am Schwyzzerbund?
 Haarus, mer wend em bstah!

³⁾ kummert.

⁴⁾ veredelt (gezweiet).

Fry simmer, dileguet und gsund,
 Und zäme wemmer ha.
 Und was's au um is ume gid,
 Mer land is nid verwybe.
 Sind miär nu Schwyzer alder nid?
 Mer find's, se wemmer's blybe.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Politische Ermüdung. — Die Begehren der italienischen Talschaften Graubündens.

Die Klage über zunehmende Interesselosigkeit für Gegenstände des politischen und staatlichen Lebens ist heute allgemein. Wir würden unsern eigenen Erfahrungen widersprechen, wenn wir diese Klage nicht als vollauf berechtigt anerkennen wollten. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen mannigfaltige sein. Sicherlich spielen auch Enttäuschung und Mißtrauen eine Rolle dabei. Was ist in den letzten zehn Jahren den Völkern nicht alles versprochen worden; von gläubigen Idealisten, die von fremden Drahtziehern gezogen waren, von Demagogen, die bewußt schöne Worte machten, um desto besser ihrem eigenen Egoismus fröhnen zu können. Wie viel jugendliche Begeisterung hat sich den aufstrebenden Parteien zugewandt, die ein besseres von Idealen getragenes Gemeinschaftsleben verhießen, und das Ende war die bittere Erkenntnis, daß gerade dort nur roher Materialismus herrscht. So hat nichts Bestand gehabt. Was sich als Gold ausgegeben, hat sich als Messing erwiesen. Wir stehen vor einem eigentlichen Bankrott der Ideale, die in den letzten Jahrzehnten Kurs hatten.

Darum kann heute unsere Scheu vor Schlagworten nicht groß genug sein. Wer wieder Liebe und Verständnis für politische und staatliche Dinge wecken will, darf nicht mehr versprechen, als er wird halten können. Wir müssen den Mut wiedergewinnen, die Wirklichkeit unverblümt darzustellen. Gesundheitsbeterei — politische und andere — ist nur die letzte Stufe jener Schwäche, sich um den Lebenskampf drücken zu wollen. Unser irdisches Dasein ist weder ein pädagogischer Lehrkurs noch eine Vergnügungsfahrt. Damit müssen wir uns als mit der Grundtatsache abfinden. Unsere Anstrengung können wir lediglich darauf richten, es so wertvoll als möglich zu gestalten. Reden wir offen, dann gewinnen wir uns Vertrauen. Lassen wir die Tatsachen sprechen, dann schaffen wir damit von selbst die Überzeugung, daß Politik und Staat sein müssen.

In Heft 3, 4 und 6 von „Wissen und Leben“ hat Dietrich Schindler einen wertvollen Beitrag über „Ideen und Interessen in den politischen Parteien (der Schweiz)“ geschrieben. Schindler ist überzeugt, daß wir, wenn die Kräfte, die die heutige parteipolitische Lage geschaffen haben, weiter am Werke bleiben, nichts Erfreuliches zu erwarten haben: entweder Revolution oder Erschlaffung der politischen Interessen, die dem Cäsarismus den Weg öffnet. Die Kräfte, die heute im innerpolitischen Leben entscheidend sind, sind die Wirtschaftsinteressen. An die Stelle der politischen Parteien sind mehr und mehr wirtschaftliche Interessenverbände getreten. Aus dem Kampf politischer Ideen und Ziele, zu dessen Austrag das Parlament geschaffen wurde, ist ein Kampf von Standes- und Klasseninteressen geworden, zu deren Auseinandersetzung das politische Parlament kein geeigneter Ort ist. Wie kommen wir aus dieser Sackgasse hinaus? Schindler hält neue politische Motive für notwendig. Unser öffentliches Leben bedarf neuer Impulse, um wieder ein politisches Leben zu werden. Denn was wir heute im Parteileben Politik nennen, ist eben nur